

Liebe Familie Henkys, liebe Trauergemeinde, viele von denen, die heute hier versammelt sind, um von Jürgen Traugott Henkys Abschied zu nehmen, waren dabei, als vor nicht einmal einem Monat seine geliebte Ehefrau Erika Henkys zu Grabe getragen wurde.

Im Trauergespräch war von großem Schmerz die Rede, aber auch von einem Gefühl der Gnade. Beides ganz nahe beieinander und nur schwer zu ordnen in diesen Tagen, in denen sich so vieles überlagert.

Der Schmerz war unüberhörbar im Gespräch mit den Angehörigen, der Schmerz, schon wieder einen geliebten Menschen zu verlieren und nun, fast von einem Tag auf den anderen, ohne diese beiden wunderbaren Menschen weiterleben zu müssen.

Aber auch Dankbarkeit habe ich vernommen, weil dieser gemeinsame Abschied von der Welt, vielen von euch passend zu sein scheint für den Lebensweg der beiden und ihr Bezogensein aufeinander. Keiner bleibt mit den Sorgen des Alters allein zurück. Beide gehen mit der Hoffnung, dass sie nicht in der Dunkelheit des Todes versinken, sondern in und bei Gott eine Zukunft haben werden. Im Trauergespräch wurden wir uns einig, dass ein Bibelwort aus dem Predigerbuch geeignet ist, diesen beiden Trauerfeiern einen Rahmen zu geben:

Prediger 4,9-12

So ist's ja besser zu zweien als allein; denn sie haben guten Lohn für ihre Mühe.
Fällt einer von ihnen, so hilft ihm sein Gesell auf.
Weh dem, der allein ist, wenn er fällt! Dann ist kein anderer da, der ihm aufhilft.
Auch, wenn zwei beieinander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein Einzelner warm werden?
Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen,
und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Am Anfang der Trauerrede soll dieses sehr persönliche, fast private Wort der Weisheit stehen. Ein Blick der Familie zurück auf diese beiden Eheleute.

Ja, diese Wahrheit haben sie gelebt: Zu zweien war es besser als allein und sie hatten guten Lohn für ihre Mühe. Sie haben sich gestützt, befördert, ermutigt. Sie standen einander bei in schweren Zeiten, sie genossen die gegenseitigen Erfolge, erfreuten sich an den Kindern, Enkeln und Urenkeln.

Ihr Lieben, es war euch wichtig, dass der große Theologe, der bedeutende Liederdichter und leidenschaftliche Kirchenlehrer hier im Kontext seiner Gemeinde bestattet wird, an der Seite seiner lieben Frau. Es war euch wichtig, den Gedenkgottesdienst, in dem die kirchliche Öffentlichkeit von Jürgen Henkys Abschied nehmen wird, von der heutigen Abschiednahme zu trennen. Hier soll Raum sein für den Ehemann, Vater, Großvater, Nachbarn und Freund, für den Mann der Gemeinde.

Ich war sehr berührt von der Traueransprache zum Tod von Erika Henkys. Darin war die Rede davon, wie sehr diese Frau ihren Lebensweg bestimmt sein ließ von ihrer Ehe mit Jürgen Henkys. Wie sie eigene berufliche Entwicklungsmöglichkeiten zurückstellte, um mit ihrem Mann einen gemeinsamen Weg zu gehen.

Heute soll daran erinnert werden, dass dies wohl kaum jemand so bewusst wahrgenommen, so sehr geschätzt hat wie ihr Ehemann Jürgen.

Er wusste, was er an dieser starken, zupackenden, auf den Punkt konzentrierten Frau hatte. Sie war die Frau an deren Seite er seine vielen Talente entwickeln und leben konnte, die mit seinen Zweifeln und Selbstzweifeln umzugehen wusste.

Diese Bezogenheit bestimmte seine letzten Lebenstage, die Tage auch des Abschieds von seiner Frau Erika in ganz besonderer Weise. Er war für sie da, bis an die Grenze der eigenen Überforderung.

Es würde sie beruhigen, so sagte Erika Henkys einmal, wenn ihr Jürgen vor ihr stürbe. Sie wusste wie wichtig sie für ihn, für sein Wohlbefinden war, für seine ganze Existenz.

Ihr, die nächsten Angehörigen, habt miterlebt, wie sehr Abschied und Tod von Erika ihren Jürgen verstörten. Wie sehr er fürchtete, dass immer mehr von dem zu schwinden droht, was ihn doch ausmachte.

Ein Satz, den Jürgen Henkys im Vorfeld seines 85. Geburtstags sagte, fiel euch ein:

„Hier soll nun einer geehrt werden, der ich einmal war.“

Natürlich habt ihr ihm widersprochen, denn Jürgen Henkys war doch noch immer der, den ihr geliebt habt, den ihr geachtet habt, der euch vertraut war. Und doch macht dieser Satz nachdenklich, denn er sprach eine Wahrheit aus, die nicht zu übersehen war. Sein Leben neigte sich dem Ende. Die Schaffenskraft nahm ab, die körperlichen Beschwerden nahmen zu. Noch aber war sein Schreibtisch gefüllt. Die Literaturliste wuchs, selbst im letzten Lebensjahr noch.

Erstaunlich übereinstimmend waren die Schilderungen der Familienangehörigen zu Jürgen Henkys: Alle rühmten seinen Humor. Er konnte sich von Herzen freuen und wunderbar lachen. Er konnte zuhören, auch für die Kleinsten in der Familie hatte er einen Blick und offene Ohren. Er war respektvoll im Umgang, manchmal so respektvoll, dass es ungelenkt wirkte. Sein Anspruch an Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit hatte nichts Moralines, ihm ging es um eine Existenzform, die man sich selber schuldig ist. Das hat er gelebt und vermittelt.

Am Tag als die Warschauer Paktstaaten 1968 in die CSSR einmarschierten, kaufte er eine Tschechische Zeitung mit dem Bild von Dubcek und legte sie ins Auto hinter die Windschutzscheibe. Nicht für lange, die Provokation war nicht seine Sache, aber das Bild bekam ein Ehrenplatz in seinem Bücherregal.

In den letzten Jahren traf ich Jürgen Henkys gelegentlich zu runden Geburtstagen seiner Kollegen, bei Vorträgen in der Humboldt Universität oder der Evangelischen Akademie, Unsere gemeinsame Zeit waren die Jahre am Sprachenkonvikt in der Borsigstraße. Mein Studium der Theologie, bei dem auf einen Dozenten etwa 10 Studierende kamen. Eine Zeit, in der zu jedem Hauptseminar die Abendeinladung in die Wohnung des Dozenten gehörte, wo man die Frau kennenlernte und die Kinder neugierig durch die Tür blickten.

Mir sind die Vorlesungen von Jürgen Henkys vor allem dem Gestus nach in Erinnerung. Ein Dozent, dessen Sätze geschliffen waren, oft abgerungen. Man spürte ihnen die Arbeit ab. Jemand, der gern schnell formuliert, willig verbessert oder ganz neu beginnt, so wie ich, fühlte sich in seiner Gegenwart oft etwas beklommen. Zu locker, zu schnell, zu nachlässig – das stand für mich im Raum. Doch seine Reaktion war anders. So sehr er seine eigene Rede wog und prüfte, so wohlwollend konnte er die Eigenheiten und Qualitäten einer anderen Denk- und Redeweise gelten lassen.

In seinem ehrenden Andenken für Bischof Forck fand ich diesen Satz: „Die kleinen Regeln des alltäglichen Umgangs mit Ranghöheren und Respektspersonen wusste er, wenn es dabei um ihn selbst ging, außer Kraft zu setzen: Er griff immer als Erster zu: beim Kaffee-Einschenken, beim Umräumen von Tischen und Stühlen, bei der Hilfe in den Mantel. Jede Bevorzugung, die sich durch Amt und Würde nahelegte, wehrte er ab...“

Ich denke, was Jürgen Henkys an Gottfried Forck schätzte, verrät mehr über ihn, als ihm beim Schreiben dieser Zeilen bewusst war. Dieser Maxime fühlte auch er sich verpflichtet. Jürgen Henkys verbreitete Respekt, aber keine Angst. Er brauchte keinen Amtsbonus, um sich Achtung zu verschaffen. Sein Wort hatte Gewicht, weil er es nicht inflationär einsetzte. Er sprach leise, es wurde still, er wurde gehört.

Die Jahre am Sprachenkonvikt waren ganz sicher wichtig in der Biografie von Jürgen Henkys, doch schaut man auf diese 86 Jahre Leben, so gibt es eine Fülle bedeutsamer Stationen und wichtiger Entscheidungen.

Für uns Studenten war es durchaus bemerkenswert, dass da ein Mann aus dem Westen sich mit seiner Frau dazu entschieden hatte, in den Osten Deutschlands zu gehen, mit all den materiellen und immateriellen Einschränkungen, die damit verbunden waren.

Allein eine solche Tatsache brachte Weite in die ummauerte DDR. Mein Nachfragen, warum keines der Henkyskinder den Weg in Richtung Westen angetreten ist, fand darin eine plausible Erklärung, dass selbst sie, in der zweiten Generation, noch an der freien Entscheidung ihrer Eltern partizipierten.

Jürgen Henkys war ein bedachtsamer, in manchen Dingen eher ängstlicher Mensch. Meist aber war es nicht Angst um die eigene Person, sondern Sorge um das ihm Anvertraute. Als Studenten wegen einer Hochzeit in Rokkokostümen einen Eklat mit staatlichen Behörden auslösten, machte sich Jürgen Henkys darüber Gedanken, inwiefern wir die Gefühle der Staatsbediensteten durch unser Auftreten verletzt haben könnten. Für uns waren solche Überlegungen abwegig, ihm aber konnten wir sie abnehmen. So dachte Jürgen Henkys, immer vom Gegenüber her, darum bemüht, dessen Verletzlichkeit zu erspüren.

Eines verband Jürgen Henkys mit vielen Menschen, die durch die kirchlichen Ausbildungsstätten in der DDR geprägt waren: Er begriff sich in erster Linie als Pfarrer. Dass er Doktor und Professor war, bezeichnete seine Tätigkeit, sein Berufsstand war und blieb Pfarrer. Manches, was im Zusammenwachsen von Kirchlicher Hochschule Ost und West knirschte, lag wohl in diesem unterschiedlichen Selbstverständnis.

Wenn wir heute hier in dieser Kirche versammelt sind und erst in einem zweiten Akt sein öffentliches Wirken in Berlins Mitte gewürdigt wird, so ist das nicht zuletzt dieser Tatsache geschuldet. Jürgen Henkys war ein Mann der Gemeinde. Für sie bildete er Theologen aus, für sie schrieb er Lieder. Durch sie ließ er sich in Frage stellen. Er wollte Gemeinde bauen mit seiner Arbeit. Die Aufgabe, das „Werk“ von Jürgen Henkys zu würdigen, hat unser Bischof übernommen. In einem Gottesdienst am 26. November um 11 Uhr wird in der Bartholomäuskirche dafür breiter Raum sein. Doch auch hier soll diese Dimension seines Lebens wenigstens angerissen werden.

Für uns, für seine Studenten, hat er nicht nur den Blick auf die Theologie geschärft, indem er uns zum Beispiel das Werk von Dietrich Bonhoeffer erschlossen hat, der in den sechziger, siebziger Jahren gerade erst in seiner Tiefe und Originalität entdeckt wurde. Er hat uns auch die neuere Literatur als eine Quelle theologischen Denkens erschlossen. Bobrowski, Fühmann, Strittmatter, Celan lieferten ihm Gedanken und Bilder, die das Reden über Gott befruchten.

Ich selbst erinnere mich an anregende Gespräche, die wir über Ingeborg Bachmann führten, und ich habe die letzten Tage geforscht, ob er sich auch literarisch zu ihrem Werk geäußert hat. Ich bin in der Kürze der Zeit nicht fündig geworden, aber ich erinnere mich, dass wir das Gedicht: „Was wahr ist“ intensiv diskutiert haben. Wir haben es nach der Psalmlesung gehört.

Es gibt Bilder in diesem Gedicht, die ich bis heute nicht zu deuten vermag und die mich dennoch tief berühren. Ich erinnere mich, dass wir genau darüber sprachen: Wie kann es sein, dass Worte einem so nahe gehen, ohne dass man sie zu deuten vermag? Zu welchem Ergebnis wir dabei kamen, das weiß ich leider nicht mehr. Gern würde ich ihn fragen. Und so wird es vielen von euch gehen, dass da noch offene Fragen sind, Gesprächswünsche ohne Gegenüber. Gern würden wir das Gespräch fortsetzen und es schmerzt unendlich, dies nicht tun zu können.

Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen,
und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei.

So sehr das Ehepaar Henkys aufeinander bezogen war, sie schlossen sich nicht ein in ihrer Zweisamkeit. Da war die Familie, die Gemeinde, da waren die Freunde. Letztlich aber schöpften sie ihre Kraft und Stärke wohl aus ihrem Glauben. Man spürte, dass sie Gott Raum gaben in ihrem Leben.

Es gibt einen Vers von Jürgen Henkys, der mich tief berührt hat und mich begleitet, seit ich ihn das erste Mal gesungen habe, der zu trösten vermag, hier auf dieser Trauerfeier, vielleicht sogar in unserer eigenen Todesstunde: „Denn die Erde klagt uns an bei Tag und Nacht – doch der Himmel sagt uns: alles ist vollbracht. Kyrie eleison, sieh, wohin wir gehn. Ruf uns aus den Toten, lass uns auferstehn.“

AMEN